

A close-up portrait of an elderly man with white hair and blue eyes, resting his chin on his hand. He is wearing a dark jacket over a black t-shirt. The background is dark and out of focus.

ROBERT ATZORN
DUSCHEN und
ZÄHNEPUTZEN

Was im Leben
wirklich zählt

Eden
BOOKS

DUSCHEN und
ZÄHNEPUTZEN

ROBERT ATZORN
DUSCHEN und
ZÄHNEPUTZEN

Was im Leben
wirklich zählt

Eden
BOOKS

Impressum

Robert Atzorn

Duschen und Zähneputzen – Was im Leben wirklich zählt

ISBN: 978-3-95910-276-6

Eden Books

Ein Verlag der Edel Germany GmbH

Copyright © 2020 Edel Germany GmbH, Neumühlen 17, 22763 Hamburg

www.edenbooks.de | www.edel.com

1. Auflage 2020

Einige der Personen im Text sind aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes anonymisiert.

Projektkoordination: Nina Schumacher

Lektorat: Gerti Köhn

Gestaltung Umschlag und Bildteil: Buchgut, Berlin

Fotocredits Bildteil: S. 1, 2 oben, 3 oben, 5 oben links, S. 6-10, S. 12, S. 14 unten: Privatarchiv Robert und Angelika Atzorn; S. 2 unten: Hans Grimm; S. 3 unten: Ben Walraven; S. 4: Leonard Zubler; S. 5 oben rechts: Johannes Glöckner; S. 5 unten: Hannes Flurig; S. 11: Peter W. Engelmeier; S. 13: Ulrike Beelitz; S. 14 oben, 15 unten: Peter Bischoff; S. 15 oben: picture-alliance / dpa/dpaweb | Uli Deck; S. 16: Janine Guldener Cover- und Autorenfoto: Janine Guldener

Layout und Satz: Datagrafix GSP GmbH, Berlin | www.datagrafix.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Im Rahmen der Erstellung des vorliegenden Buchs waren wir bemüht, sämtliche Rechte an den Abbildungen zu klären. Dies ist uns nicht bei allen gelungen. Sollten Sie Rechte an einzelnen Abbildungen innehaben, setzen Sie sich gern mit uns in Verbindung und wir lizenzieren diese nach.

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Um die kulturelle Vielfalt zu erhalten, gibt es in Deutschland und in Österreich die gesetzliche Buchpreisbindung. Für Sie, liebe Leserin und lieber Leser, bedeutet das, dass Ihr verlagsneues Buch jeweils überall dasselbe kostet, egal, ob Sie Ihre Bücher gern im Internet, in einer großen Buchhandlung oder beim kleinen Buchhändler um die Ecke kaufen.

EDEL
FAMILY MEMBER



Für meine Familie

Inhalt

Einiges vorweg	9
Alles auf Anfang	13
Drum Fever	19
Mit diesem Schauspieler kann ich nicht arbeiten	29
Ich war begeistert, vor allem von mir selbst	37
Ein Altmeister wie Dürrenmatt sagt nicht viel	45
Faust, diesmal geflüstert	53
Eine ganz andere Frau	59
Auf zu neuen Ufern	65
Ohne dich macht mir das keinen Spaß	77
Das große Aufräumen	85
New York, New York	95
<i>Tänzerin oder Krankenschwesterin?</i> <i>(von Angelika Atzorn)</i>	109
Mein Freund, der Herr Pfarrer	117
Das machen wir mit links	123
Ein Berliner in der Schweiz	127
Das mache ich auf keinen Fall	135
Wie überlebt man zwei Lachwurzeln?	141
Ein schwedisches Genie namens Bergman	147
Ein einzigartiger Kollege	159

Australian Sandworm	163
Was fressen eigentlich Küken?	171
Eine versöhnliche Geste	183
<i>Geh nur. Aber ohne mich! (von Angelika Atzorn)</i>	189
Es geht hier um euer Leben	195
Geburtstage bleiben schwierig, gerade in Glyndebourne	201
Besuch von einem anderen Stern	207
Haste mal 'n Zehner oder Spechts Ehering	215
<i>Mein Leben im Off (von Angelika Atzorn)</i>	223
Ein zweites Standbein	229
Einmal Hamburg und schnell wieder zurück	235
Aye, aye, Käpt'n! Tolle Frisur!	243
Ein krimineller Ritterschlag	251
<i>Es ist grandios, mit einem Schauspieler zu leben (von Angelika Atzorn)</i>	257
Ein würdevolles Verhalten	265
Jedem Ende wohnt ein Zauber inne	269

Einiges vorweg

Warum ich aus meinem Leben erzähle? Gute Frage! Es gibt jede Menge Vorstellungen über das Leben eines Schauspielers. Der Beruf regt die Fantasie der Menschen an, und die Medien tun ihr Bestes, um das vermeintlich glamouröse Schauspielerdasein in den buntesten Farben darzustellen: Ein Leben ohne Sorgen und Probleme. So viel Geld, dass man es in einem Leben gar nicht ausgeben kann. Ein gesellschaftliches Event jagt das nächste. Rote Teppiche, wohin man tritt. Champagner und die tollsten Frauen/Männer ...

Bei mir sah das allerdings ganz anders aus. Völlig anders. Und vermutlich nicht nur bei mir. Insofern möchte ich mal ein paar Dinge geraderücken und das Leben eines Schauspielers greifbarer machen.

Die meisten kennen mich als *Lehrer Dr. Specht*. Als diese Serie ausgestrahlt wurde, war ich bereits Mitte vierzig. Man kann bei mir also nicht gerade von einem Shootingstar sprechen. Was war eigentlich vorher? Wie kam ich überhaupt dahin?

Ich möchte meinen Lebensweg noch einmal abschreiten. Vielleicht haben Sie Lust mitzugehen?

Das Schreiben dieses Buches war ein äußerst spannendes Unterfangen. Über weite Strecken machte mir das Formulieren und Fabulieren Spaß, aber immer wieder stieß ich an Grenzen und landete in Sackgassen. Ich wollte abbrechen, mehrmals, aber dann fielen mir immer wieder meine Enkelkinder ein und ihre Neugier: »Mensch, Opa, erzähl mal, wie war das damals?«

Jüngere Generationen können sich nicht mehr vorstellen, was es heißt, als Nachkriegskind groß geworden zu sein. Es gab

damals einfach nichts. Kein Telefon, keinen Fernseher, keine Waschmaschine, keine Spülmaschine, kein Auto, kein Internet. Ein kleines Radio war der einzige Luxus. Ein riesiger Kontrast zu der Fülle, in der meine Enkelkinder aufwachsen!

Natürlich habe ich nicht alles aufgeschrieben. Geht ja auch gar nicht. Interessiert wahrscheinlich auch niemanden. Einige Teile des großen Puzzles sind jedoch nach wie vor sehr präsent. Ich habe nie Tagebuch geschrieben. Dazu hatte ich keine Lust. Also erzähle ich das, was meine grauen Zellen jetzt noch ausspucken: die unauslöschlichen Eckpunkte, quasi die Wendebojen.

Meine Anfänge als Schauspieler waren alles andere als lustig. Ganz schnell wurde klar, dass keiner auf mich gewartet hatte. Das wunderte mich zunächst. Aber nicht lange, denn so was wie Akzeptanz oder gar Erfolg stellten sich in keinster Weise ein.

Daher quälte mich ständig die Frage aller Fragen: Wie kann ich besser werden? Wie komme ich an ein größeres Theater? Oder wenigstens: Wie werde ich ein so guter Schauspieler, dass ich von diesem Beruf leben kann?

Was braucht es dazu?

Und: Warum zum Teufel klappt es bei mir nicht?

Diese Frage stellte alle anderen in den Schatten, als mein damaliger Lieblingsregisseur Peter Zadek mich gnadenlos abserviert hatte. Ich war fertig. Bedient. Dem Exitus nah.

Es musste dringend was passieren. Aber was?

Wolfgang Reichmann und Martin Benrath, diese unverwechselbaren Lichtgestalten unter den Schauspielern, hatten wertvolle praktische Hinweise, als ich sie um Hilfe bat. Die Essenz ihrer Ratschläge war: Es gibt kein Rezept für den Erfolg als Schauspieler. Jeder muss seinen individuellen, ureigenen Weg finden.

Mein Lieblingstipp stammt von dem Schauspieler und Komiker Theo Lingen. Auf die Frage eines jungen Mannes, was das Wichtigste für einen Schauspieler sei, meinte er lapidar: »Gründlich duschen und Zähne putzen!«

Mit so etwas Banalem hatte der junge Mann sicher nicht gerechnet. Aber letztlich steckt darin eine elementare Erkenntnis: Wenn man auf einer Probe mit den verführerischsten Liebeserklärungen von Shakespeare eine Partnerin bezirzen möchte, dabei nach Schweiß riecht und sie dann umarmen soll – wird sie mitspielen?

Und wie läuft die anschließende Kusszene mit Mundgeruch?

Eben. Das geht überhaupt nicht. Das fand ich dann doch sehr einleuchtend. Deshalb habe ich auch dieses Buch so betitelt.

Was den Erfolg eines Schauspielers wirklich ausmacht, hat der große Regisseur Max Reinhardt in einem Satz zusammengefasst: »Die wichtigste Aufgabe eines Schauspielers ist die Entwicklung seiner Persönlichkeit.«

Super Tipp! Aber was meint er damit, und wie geht das?

Bei mir setzten der wesentliche Entwicklungsprozess und das beste Menschlichkeitstraining in dem Moment ein, als ich meiner heutigen Frau Angelika begegnete.

Sie besaß eine unbeirrbar Liebe nicht nur zu mir, sondern auch zur Wahrhaftigkeit. Nachdem die überbordende Euphorie der ersten Verliebtheit auf ein normales Niveau heruntergekühlt war und der Alltagsstress und das Zusammenleben bewältigt werden mussten, ging die überaus empfindliche Beziehungsarbeit los. Ein Prozess über eine lange Zeit, ehrlich gesagt: bis heute.

Wir bemühten uns, mit Liebe, Respekt, Humor, Geduld und Beharrlichkeit unsere eigenen Defizite zu erkennen und

zu bearbeiten. Das war ungewohnt, absolut neu für mich und meistens ziemlich unangenehm. Solche auslotenden Gespräche über innerste Gefühle hatte es in meinem Zuhause nie gegeben.

Wie Sie in fast jedem meiner Kapitel lesen werden, hatte Angelika einen riesigen Anteil an meiner Entwicklung und an meinem Erfolg. Ohne sie wäre ich nie so weit gekommen. Nie! Ich wäre sonst wo gelandet. Deshalb mussten auch unbedingt vier Geschichten von ihr in diesem Buch auftauchen. Gott sei Dank hat sie sich von mir dazu überreden lassen.

Alles auf Anfang

Kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs, im Jahr 1945, wurde ich in einer kleinen Stadt in Westpommern geboren. Unsere Familie hatte dort Verwandte, und es schien sicher genug zu sein, um dort ein Kind auf die Welt zu bringen. Drei Tage später wurde das Krankenhaus evakuiert: Die Russen kamen in bedrohliche Nähe.

Da ich gleich nach der Geburt an Diphtherie erkrankte, meinte der Arzt zu meiner Mutter: »Versuchen Sie so schnell wie möglich, in den Westen zu kommen. Lassen Sie das Baby hier, es stirbt sowieso.«

Aber sie ließ mich natürlich nicht zurück. Sie schloss sich einem Treck an und landete in Neumünster in einem Auffanglager. Mein Vater war zu der Zeit als Offizier auf dem Russlandfeldzug und geriet in Gefangenschaft. Ich lernte ihn erst kennen, als ich fünf Jahre alt war.

Von Neumünster ging es nach Oldenburg in Oldenburg in das kleine Reihenhaus meiner Großeltern. In einem der oberen Zimmer stand mein Kinderbettchen. Als ich drei Jahre alt war, wurden dort zwei Flüchtlingsfrauen aus Ostpreußen zwangsuntergebracht und ich landete auf dem Dachboden. Ich erinnere mich, dass ich dort oben schreckliche Angst hatte. Es spukte, es knackte, es war unheimlich. Auch das Zusammenleben mit den Flüchtlingsfrauen gab immer wieder Anlass zu Auseinandersetzungen, weil eine der beiden heimlich im Zimmer rauchte. Besonders schlimm wurden die Streitereien, als das ganze Haus plötzlich mit Wanzen verseucht war. Mein Opa lief Amok. Für ihn war es eindeutig, dass die Damen die Schuldigen waren. Der Kammerjäger räucherte und räucherte. Ich fand den Gestank ätzend – ich glaube, er arbeitete mit Ammoniak –, aber trotzdem war die Aktion für mich

ein spannendes Unterfangen: ein Jäger im Haus, dunkel angezogen, ein bisschen gespenstisch mit seiner Giftspritze. Jede Ecke wurde untersucht und eingesprüht. Ich folgte ihm neugierig auf Schritt und Tritt. Wie diese Monster wohl aussahen? Allerdings bekam ich nie eine Wanze zu Gesicht. Vielleicht hatte mein Opa das auch nur erfunden, um die Frauen loszuwerden, denn sie wurden danach umgesiedelt. Ich weiß es nicht. Mein Bett wurde wieder runtergestellt, ich schlief wie ein Murmeltier. Und dann, oh Schreck, war plötzlich auch noch der Holzwurm im Gebälk! Es rieselte und rieselte, aber dafür fand Opa keinen Schuldigen ...

Im Ersten Weltkrieg war mein Opa schwer verwundet worden. Nach seiner Genesung hatte er bei der Reichsbahn gearbeitet, und auch im Rentenalter war er noch ein begeisterter Eisenbahner. Am Bahnhof zeigte er mir Züge mit der Aufschrift »DR«. Das bedeutete »Deutsche Reichsbahn«, aber er flunkerte: »Kuck mal, da sind meine Initialen auf jedem Waggon, DR!«

Sein Name war Diedrich Remmers. Ich war so stolz auf meinen Opa, auch weil er alle Bahnstrecken kannte, samt Zwischenstationen und Umsteigemöglichkeiten. Ich fand das phänomenal und wollte unbedingt auch zur Bahn, am liebsten natürlich als Lokomotivführer.

Opa wurde meine Hauptbezugsperson. Er und meine Oma hatten einen Sohn im Babyalter verloren, was vielleicht eine Erklärung dafür ist, warum er sich so um mich kümmerte. Ich war so etwas wie ein Ersatzsohn. Er radelte mit mir aufs Land zu Bauern, um etwas Essbares zu ergattern. Dort bekam ich dicke Brotschnitten mit Speck. Herrlich. Obwohl es sonst meistens nur wenig zu essen gab, oft nur Mahlzeiten mit Steckrüben und Kartoffeln in diversen Variationen, hatte ich nie ein Mangelgefühl. Es war einfach so. Opa ging mit mir spazieren und erklärte mir die Natur.

Als ich vier oder fünf Jahre alt war, meldete er mich im Turnverein an. Das war allerdings überhaupt nicht mein Ding, einmal und nie wieder. Ich konnte mit Barren, Reck und Ringen nichts anfangen. Er selbst muss wohl in seiner Jugend ein großer Turner gewesen sein. Im Garten hatte er eine Reckstange, wo er mir hin und wieder seine 15 Klimmzüge zeigte. Irgendwann schaffte ich immerhin zwei. Opa war glücklicherweise nicht enttäuscht, als meine Turnversuche scheiterten. Wir gingen einfach mehr spazieren, schauten den Anglern an einem Teich zu, kümmerten uns um unseren kleinen Gemüsegarten.

In dieser Zeit kam mein Vater aus der Gefangenschaft zurück. Doch davon erzähle ich an anderer Stelle.

Meine Mutter hatte der Krieg völlig aus der Bahn geworfen. Sie war verstummt. Sie half nicht im Haushalt, machte eigentlich gar nichts. Oma sorgte für alles. Heute würde ich sagen, meine Mutter hatte eine schwere Depression. Sie saß irgendwo im Sessel und wartete. Auf was, wusste ich nicht. Oder sie stand in ihrem grünen Bademantel vor dem Fenster, schaute verloren in den Garten und weinte. Warum, wusste ich auch nicht. Hin und wieder unternahm ich einen Versuch, sie zu trösten, sie anzusprechen oder abzulenken. Ich wollte mit ihr im Garten spielen oder mit ihr spazieren gehen, aber jedes Mal wandte sie sich ab und verwies auf Opa. Keine Umarmung, keine Nähe. Mein Opa fing dieses Defizit mit Wärme auf. Von ihm fühlte ich mich angenommen und geliebt.

Manchmal spielte Mutter Klavier und sang. Sie war Sopranistin und liebte Lieder, vor allem von Franz Schubert oder Hugo Wolf. Früher hatte sie mit diesen Liedern Konzertreisen zur Truppenunterhaltung gemacht. Bei einer dieser Reisen hatte sie meinen Vater kennengelernt. Jetzt spielte sie mir etwas vor. Nach jedem Lied schaute sie mich mit hungrigen, traurigen Augen an. Ich sollte das eben Gehörte schön finden, sie loben. Ich fand diese Lieder aber einfach langweilig bis scheußlich,

ich konnte absolut gar nichts damit anfangen. Aber damals rang ich mir irgendein »Hm ..., schön« ab. Das beruhigte sie. Und sie lächelte ein bisschen.

Opa war ein Choleriker der reinsten Art und konnte sehr rüde mit meiner Mutter und meiner Oma umgehen. Vielleicht weinte sie auch deshalb. Immer wenn etwas nicht so lief, wie er es wollte, knallten sämtliche Türen, dass man es bis auf die Straße hörte. Er schrie und legte sich dann zwei Tage lang ins Bett. Zwei Tage! Nicht ansprechbar. Stur. Man durfte ihm nichts zu essen bringen. Keiner durfte ihn stören. Keiner durfte in sein Zimmer. Selbst ich nicht. Alle schlichen auf Zehenspitzen durchs Haus. Oma musste auf dem Sofa im Wohnzimmer schlafen. Auch ich traute mich nicht zu ihm. Eiszeit. Am dritten Tag stand er morgens wieder auf wie immer und tat, als wäre nichts gewesen. Alle waren erleichtert, aber gesprochen wurde nie darüber, jedenfalls nicht in meiner Gegenwart. Gott sei Dank war ich nie die Ursache für seine Ausbrüche.

Ein großes Glück in meiner Kindheit war ein Kino, das ganz in unserer Nähe lag. Nachdem ich sechs Jahre alt geworden war, besuchte ich so viele Vorstellungen, wie ich konnte. Wenn das Taschengeld nicht reichte, nahm ich den Rest heimlich aus Opas Geldbörse. Ob er es je bemerkt hat, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass ich im Tarzan-Film die erste nackte Frau meines Lebens gesehen habe. Meine Güte, war das aufregend! Eigentlich war der Film erst ab zwölf, aber irgendwie hatte ich mich, angestachelt durch ältere Jungen, reingeschummelt. Nacktheit war ein absolutes Tabu in meiner Familie, und da schwamm Jane völlig nackt von links nach rechts über die Leinwand. Diesen Film habe ich mehrmals angeschaut, weil er mich ziemlich neugierig auf das weibliche Geschlecht machte. Das musste ich genauer wissen!

Ich war zehn Jahre alt, als wir nach Hamburg zogen. Eine neue Volksschule für zwei Monate, daneben die Prüfung fürs Gymnasium. Alles klappte so leidlich. Aber ich vermisste meinen Großvater. Mit wem sollte ich reden, meine Probleme besprechen? Mein Vater war sehr streng, autoritär. Er redete tagelang nicht mit mir, wenn ich etwas »falsch« gemacht hatte. Entsprechendes kannte ich ja schon von meinem Opa ... Aha, so lösen Männer also Probleme? Mit Schweigen?!

Meine Mutter taute in Hamburg zwar langsam aus ihrer Ohnmacht auf, aber ich hatte immer das Gefühl, ich müsste sie unterstützen. Ich war traurig. Allein. Ohne meinen Großvater schien mir das Leben nicht lebenswert. Als ich 15 oder 16 Jahre alt war, starb er, jetzt konnte ich nicht einmal mehr die Ferien in seiner Nähe verbringen.

Meinem Vater täuschte ich vor, dass ich sehr interessiert an neuen gymnasialen Lernbereichen sei. Ich dachte, dann würde er mich sicher mögen. Er sollte auf keinen Fall merken, wie langweilig ich die Schule fand. Hat er auch nicht. Aber es war demzufolge kein Wunder, dass ich zweimal sitzen blieb. Schule war eine Tortur für mich, es war grauenvoll, lediglich die letzten drei Jahre auf dem musischen Zweig mit Zeichnen und Malen als Hauptfach waren einigermaßen erträglich. Aus Angst, etwas Falsches zu sagen und ausgelacht zu werden, beteiligte ich mich nie am Unterricht. Ganz schlimm war es, wenn ich aufgerufen wurde und an die Tafel musste. Wie der Gang zur Guillotine. »Robert, dann zeig du uns doch mal, wie das geht!«

Ich wusste es nicht. Ich hatte meine Hausaufgaben nicht gemacht. Diese Matheaufgabe an der Tafel war für mich unlösbar. Verlegen schlich ich nach vorn. Wie konnten drei Brüche multipliziert werden? Ach ja, erst gleicher Nenner, und was dann? Die Klasse johlte schon. Alle weideten sich an meiner Unwissenheit. Ich schrieb irgendeine vermutete Zahl hin. Nenner 24. Schallendes Gelächter. Ich war schweißgebadet.

»Wie wär's mit Nachhilfe? Wer kann helfen?«

Ein Klassenkamerad, nicht gerade mein Freund, löste es mit links. Ich stand doof daneben.

»Ja, das sieht nicht gut aus für dich, Robert. Setz dich.«
Der Lehrer schrieb irgendwas in irgendein Heft.

Glücklicherweise hatte ich in den letzten drei Klassen einen sehr liebevollen Klassenlehrer, der mich akzeptierte, wie ich war. Ohne ihn hätte ich das Abitur nie geschafft. Ich bin sicher, alle meine Lehrer haben vereint mitgeholfen, dass ich endlich die Schule verlassen konnte. Ich war schließlich überfällig.

Jetzt half nichts mehr, ich musste mich für einen Beruf entscheiden. Da der Zeichenunterricht mein Überleben in der Schule gesichert hatte, wollte ich erst einmal weiter zeichnen. Eine Grafiker Ausbildung schien mir ziemlich geeignet. Das kam mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen. Ich bewarb mich an einer Hamburger Grafikerschule, wurde angenommen und begann verhalten mit dem Studium. Freude kam nicht wirklich auf.

Ein Lichtblick während meiner Schulzeit war der Jugendring, über den man verbilligte Veranstaltungskarten bekam. Sooft ich welche ergattern konnte, war ich im Theater. Am liebsten verbrachte ich meine Freizeit im Deutschen Schauspielhaus oder im Thalia Theater, dort fühlte ich mich zu Hause. Ich hatte Bilder von Ulrich Haupt, Will Quadflieg, Richard Münch und Heinz Reincke aus den Programmheften ausgeschnitten. Das waren die Idole meiner Jugendzeit. Riesenplakate in der heutigen Form gab es noch nicht. Auf die Idee, selbst Schauspieler zu werden, kam ich nicht. Zu groß war meine Bewunderung und Hochachtung für diese Künstler.

Drum Fever

Ein Schulfest im Gymnasium. Eine Schülerband spielte, die Jungen waren bereits in der Oberstufe. Ich war fasziniert davon, wie durch verschiedene kleine Verstärker ein immenser Sound entstand. Rock 'n' Roll vom Feinsten. Songs von Chuck Berry, Elvis, den Everly Brothers und anderen. Es hörte sich fast so gut an wie auf einer Platte. Fast.

Vor allem die Drums, wow! Ich starnte wie gebannt. So was hatte ich noch nie aus der Nähe gesehen. Sie hörten sich gigantisch an, sahen phänomenal aus und versprachen überdurchschnittlichen Erfolg bei den Mädchen – das war mein Instrument!

Auf der nächsten Klassenreise hatten zwei Jungen ihre Gitarren dabei. Und sie spielten Skifflesongs von Lonnie Donegan. Ich war animiert, überwand meine Schüchternheit, schnappte mir aus der Jugendherbergsküche einfach einen Eimer und trommelte mit. Die Jungen fanden das super, mit der Betonung auf zwei und vier konnte nicht viel schiefgehen. Mir gelang sogar ein kleines Trommelsolo. Die Klasse freute sich, sang mit. Ein Waschbrett wurde aufgetrieben, und die Rhythmen purzelten mir aus den Händen.

Ich fühlte mich großartig. Endlich war mir mal was Tolles gelungen. Ein grandioses Erfolgserlebnis.

Diese Klassenreise war der Beginn. Ein Schlagzeug musste her oder zumindest einige Basisteile desselben. Meine Eltern hatten Angst vor der Lautstärke, Angst vor den Nachbarn. Wir wohnten in einem ziemlich hellhörigen Haus im zweiten Stock, sie stellten sich meinem Wunsch vehement entgegen. Irgendwie konnte ich es verstehen, aber nicht wirklich.

»Lern lieber Klavier spielen. Wir haben doch diesen schönen Flügel!«

»Nö.«

Dazu hatte ich nun überhaupt keine Lust. Durch die langweiligen Gesangsübungen meiner Mutter mit Klavierbegleitung war der Flügel für mich zu einem persönlichen Störfaktor geworden, dem ich rein gar nichts abgewinnen konnte.

Gott sei Dank hatte ich zu der Zeit noch meinen Opa. In den nächsten Ferien fuhr ich zu ihm und ließ ihn an meiner Begeisterung teilhaben.

Er hörte sich geduldig meine Sehnsucht an, seufzte mehrmals tief, dachte nach und meinte schließlich: »Komm mal mit, mien Jung, ich weiß was. Wir besuchen einen alten Kameraden.«

Seine alten Kameraden waren Überlebende des Ersten Weltkriegs. Oft und gern hatte ich meinen Opa zu den Treffen mit seinen Kameraden begleitet, denn ich bekam dort immer eine Zitronenbrause zu trinken. Etwas ganz Besonderes. Hochgefühl. Die Gespräche der acht oder neun Männer waren für mich ziemlich langweilig. (Heute würde ich allerdings ein Band mitlaufen lassen.) Der eine alte Kamerad war tatsächlich Inhaber eines Musikgeschäftes. Er rüstete die örtliche Blaskapelle aus. Von einem Schlagzeug beziehungsweise Drumset hatte er noch nichts gehört, aber er hatte – eine Marschtrommel. Opa zückte sein Portemonnaie, und ich war happy. Mir war völlig egal, auf welcher Trommel ich anfangen würde zu lernen. Hauptsache, es war endlich ein Instrument da.

Unverzüglich wollte ich nach Hause und loslegen, doch ich hatte es schon befürchtet: Zuerst gab es noch ein längeres Gespräch zwischen den beiden alten Kameraden. Ich bekam mit, dass es sich um eine Schlacht bei Verdun handelte und dass sie beide etwas Französisch gelernt hatten. Immerhin konnten sie bis vier zählen, nämlich: »Un, dö, katre, keng.«

Sie wiederholten es immer wieder: »Un, dö, katre, keng.« Und freuten sich diebisch über ihre enormen Fremdsprachkenntnisse.

Ich war unruhig, mimte freundliches Interesse, lachte mit. Dass sie die »troi« vergessen hatten, teilte ich ihnen nicht mit, das hätte die Situation unnötig verlängert. Irgendwann waren wir trotzdem zu Hause, ich griff zu meinen Stöcken und war nicht mehr zu bremsen. Endlich! Oma und Opa liefen sofort in die nächste Apotheke und besorgten sich Ohrenstöpsel. Meine Seele wurde weit. Ich war glücklich!

Wieder in Hamburg wurde ich mit meiner kostbaren Fracht sofort und ultimativ in den Keller verbannt. Mit den verständnislosen Nachbarn wurden nach einigem Hin und Her Übungszeiten vereinbart. Ich weiß noch genau: Montag und Donnerstag jeweils von fünfzehn bis sechzehn Uhr. Ich übte. Autodidaktisch. Versuchte, Songs aus dem Radio mitzuspielen. Hörte mit stundenlanger Geduld das Schlagzeug heraus und spielte es nach. Aber es fehlten wesentliche Teile des Instruments. Ich sparte mein Taschengeld, bis es für eine Hi-Hat reichte, ein Becken-Paar, das per Pedal bedient wurde. Klang schon besser. Fortschritt. Neben der Schule arbeitete ich in einem Lebensmittelgeschäft, füllte die Regale auf, trug Waren aus und – kaufte ein Schlagzeug-Becken.

An meinem 14. Geburtstag geschah ein Wunder: Mein Vater hatte nach einem halben Jahr erkannt, dass mein Trommeln sich zu einer Leidenschaft entwickelt hatte, die nicht mehr zu bremsen war. Er fuhr mit mir in ein Musikgeschäft und schenkte mir ohne Kommentar, einfach so, ein Sonor-Schlagzeug, komplett mit Snare, Bass Drum, Tomtom, Standtom, Becken, einem richtigen Drummersitz und allem, was sonst noch so dazugehörte. Ich konnte es kaum glauben.

Aber damit nicht genug. Er hatte noch eine Überraschung vorbereitet: Weiter ging es zum NDR in die Rothenbaumchaussee. Wir stürmten in ein leeres Aufnahmestudio. Big-Band-Instrumente standen herum, und hinter einem Trixon-Schlagzeug saß mutterseelenallein der Schlagzeuger des NDR-Unterhaltungssymphoniestrainers. Er stand auf, begrüßte meinen Vater herzlich. Es stellte sich heraus, dass dieser Freund eine Gruppe von Nachwuchstrommlern unterrichtete.

»Setz dich mal ran und leg los«, forderte er mich auf.

Mein Herz schlug bis zum Hals. Ich hatte eine trockene Kehle, hustete verlegen. Er drückte mir seine Stöcke in die Hand.

»Trau dich!«

Jetzt musste ich Farbe bekennen. Ich saß hinter dem für mich damals unüberschaubaren, mit allen Raffinessen ausgestatteten Set und wusste nicht, wie loslegen.

»Genieße es«, rief er.

Ich begann, einen Rhythmus zu erzeugen. Es gelang so gut wie gar nicht, war furchtbar, hölzern, langweilig, unstimmig.

»Stopp!«

Ich hörte nichts, zu laut schlug ich zu, teilweise aus Frust, da nichts funktionierte.

»He, stopp mal. Ich weiß, was los ist!«

Ich war erschrocken, dachte schon, er hätte die Nase voll von mir.

»Ich merke, du bist Linkshänder, da müssen wir was umstellen!«

Die Drums wurden umgestellt, und jetzt lief es rund. Einige ganz gute Schläge gelangen.

»Weiter!«

Allmählich kam ich rein.

Schließlich unterbrach er: »Stopp, okay, nicht unbegabt. Wir können anfangen. Nächste Woche kommst du in die Gruppe. Notenblatt mitbringen.«

Ich war das, was man heutzutage als *geflasht* bezeichnen würde. Das hatte mein Papa für mich getan, das hatte er für mich eingefädelt! Ich war sprachlos, musste meine Tränen zurückhalten. Ich umarmte ihn, bedankte mich aus tiefster Seele. Auch er war gerührt. Zum ersten Mal gab es zwischen uns eine Art Einklang der Herzen.

Tatsächlich zum allerersten Mal, denn unser Verhältnis war von Anfang an seltsam belastet. Ich hatte ihn ja erst mit fünf Jahren kennengelernt, als er 1950 aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt war. Plötzlich stand da ein ewig langes, abgemagertes und verdrehtes Wesen im Wohnzimmer, und meine Mutter sagte: »Das ist dein Vater.«

Ich war verwirrt. Nie war in meiner Gegenwart von einem Vater gesprochen worden. Er existierte für mich überhaupt nicht, und plötzlich war dieser Vater-Mensch einfach da. Wozu brauchte man überhaupt einen Vater? Ich hatte doch meinen Opa!

Meine Mutter dagegen lachte, steckte mich zusammen mit ihm in eine Badewanne. Ich fühlte mich überhaupt nicht wohl, nur überfordert. Nackt mit einem Fremden in der Badewanne. Was sollte das? Es sollte uns wohl miteinander vertraut machen, aber ich schämte mich nur.

Ich kann mich kaum an Erlebnisse erinnern, die mit meinem Vater zu tun hatten. Vielleicht hat er sich sogar bemüht, eine Beziehung zwischen uns aufzubauen, aber diese Stelle war durch Opa bereits komplett ausgefüllt.

Das muss für ihn enttäuschend und schmerzhaft gewesen sein. Das Gefühl der Fremdheit blieb bis zu seinem Tod. Es gelang uns nicht, ein anhaltendes herzliches Gefühl füreinander zu entwickeln. Trotz mancher Versuche von beiden Seiten.

Mein Bruder wurde neun Monate nach der Rückkehr meines Vaters geboren. Die beiden hatten von Anfang an eine ganz

andere Vater-Sohn-Beziehung. Kein Wunder, mein Vater hat ihn ja auch als Baby erlebt und aufwachsen sehen.

Er hat nie über seine Kriegserlebnisse gesprochen. Ich spürte nur immer seinen verzweifelten Versuch, die Bilder nicht hochkommen zu lassen. Meine Mutter erzählte mir später, dass er nachts oft geträumt und dabei geredet oder auch geschrien hatte. Auch auf direkte Nachfragen erzählte er nie etwas. Sein gereizter Kommentar war immer wieder: »Darüber rede ich nicht. Ich hasse es, wenn andere von ihren großartigen Erlebnissen erzählen und sich als große Helden darstellen. Die sollen lieber ihren Mund halten.«

Er saß auf einem riesigen Aggressionspotenzial.

Als mein Vater zehn Jahre alt war, starb seine Mutter und er wurde in ein Jesuiteninternat gesteckt. Dort legte er ein super Abitur hin, sagte er jedenfalls, sollte Priester werden, entschied sich aber für ein Ingenieurstudium. Doch der Krieg brach aus, er wurde eingezogen, und nun war er zu alt für die Fortsetzung des Studiums. Es hieß: Jetzt sind die Jungen dran. Er war Anfang dreißig. Das war eine fürchterliche Ablehnung für ihn, denn seinem Gefühl nach hatte er für Deutschland den Kopf hingehalten, fünf Jahre russische Gefangenschaft überlebt, und als Dank bekam er keinen Studienplatz. Eine grenzenlose Demütigung. Er begann zu trinken. Er trank eigentlich immer.

Ein Freund, der für die Oldenburger Nordwest-Zeitung journalistisch arbeitete, verschaffte ihm einen Job als Volontär. Er arbeitete jeden Tag sehr lang, ich bekam ihn kaum zu Gesicht. Durch Learning by Doing wurde er ein anerkannter Journalist und ging einige Jahre später zu Axel Springer. Das bedeutete für uns alle: Umzug nach Hamburg. Da war ich zehn Jahre alt.

Doch jetzt hatte mein Vater mich mit einem wunderbaren Schlagzeuglehrer zusammengebracht. Ich wurde ein äußerst

gelehriger Schüler, obwohl ich mit seiner Musikrichtung nichts anfangen konnte. Er liebte und spielte nämlich Tanz- und Unterhaltungsmusik. Ich wollte selbstverständlich Rock 'n' Roll spielen. Nach einiger Zeit merkte er meine leise Ablehnung.

»Ich spiele dir alles, glaub mir, ich kann alles spielen«, meinte er. »Aber spiel doch das erst mal.«

Er zeigte mir die Noten irgendeines Benny-Goodman-Songs. Ich sah hin, ja, das war wirklich verzinkt und herausfordernd.

»Mit dieser Musik der großen amerikanischen Bands bin ich groß geworden. Swing ist mein Leben.«

»Okay«, sagte ich, »versteh ich, ist ja auch nicht schlecht. Aber ich möchte viel lieber Rock 'n' Roll spielen!«

»Okay, das akzeptiere ich«, sagte mein Schlagzeuglehrer. »Trotzdem bleiben wir erst mal bei den Grundrhythmen des Swing. Aber pass genau auf: Der Drummer ist der Herzschlag einer Band. Er gibt das Tempo vor, und er hält es, egal was passiert. Alle müssen sich darauf verlassen können.«

Das gefiel mir allerdings.

»Denk immer daran: Drumming ist nie Solo, außer du spielst eins, nie Ego. Du fügst dich ein, du dienst dem Gesamtsound. Immer im Hintergrund, aber unverzichtbar. Du trägst die anderen.«

Die strikten Übungszeiten zu Hause nervten mich. Ich sparte für ein Practical, ein Übungsschlagzeug mit Gummiflächen. Damit konnte ich spielen, wann immer ich wollte. Mein Lehrer war sehr streng. Technisch und musikalisch war er nicht zu überbieten. Er bestand beispielsweise auf dem traditionellen Griff für die Stöcke. Oder er ordnete ständiges Üben von Paradiddles und sämtlichen Betonungsmöglichkeiten der Triolen an. Und ich sollte erst einmal sämtliche Grundrhythmen erfassen: Swing, Shuffle, Sechsstel- und Dreivierteltakt. Außerdem das Ungleichgewicht zwischen linker und rechter Hand ausbügeln.

Drums, das war meine Welt. Die erste Schülerband wurde gegründet. Wir spielten alles nach, was uns gefiel und was wir hinbekamen. Die Wochenenden verbrachten wir im Star-Club oder im TopTen auf der Reeperbahn, um uns von den englischen Livebands Anregungen und Ansporn zu holen. Leider habe ich die Beatles dort nie gehört.

Wir übten in der Schule und in irgendwelchen Kellern. Die ersten Auftritte kamen, mehr oder weniger erfolgreich. Wir spielten im Grünspan. Wurden Zweiter beim Schülerband-Festival im Star-Club. Parallel zu uns gab es eine Band, die im Star-Club regelmäßig auftrat: The Rivets. Sie boten mir an, als Schlagzeuger einzusteigen, aber ich war unentschlossen. Sie wollten nämlich richtige Profis werden, also Schule schmeißen und auf Tour gehen. Sie hatten durchaus Chancen, ähnlich wie die Lords damals, hatten bereits eine oder zwei Platten auf dem Markt, komponierten selbst. Ich war mir aber nicht sicher, ob Musiker wirklich mein Beruf werden sollte.

Allerdings hatte ich die Schule wieder komplett vernachlässigt und blieb zum zweiten Mal sitzen. Dieses Mal musste ich die elfte Klasse wiederholen. Meine Eltern waren sehr tolerant, sie schimpften nicht, halfen mir, die Schule zu wechseln und die Oberstufe auf einem musischen Gymnasium zu überstehen. Da ging es mir besser. Mein Klassenlehrer war so etwas wie ein Laienspielpapst, er schrieb Theaterstücke und inszenierte sie mit Schülern, ich probierte mich aus. Das Spielen machte mir großen Spaß, aber auf die Idee, es zu meinem Beruf zu machen, kam ich noch nicht.

Nach meinem Abitur zog meine Familie nach München. Mein Vater hatte die Außenredaktion der *Hörzu* übernommen. Zum Abschied schenkte mir mein Schlagzeuglehrer sein komplettes Drumset. Er hatte sich eine neuere Version zugelegt. Ich war zutiefst gerührt. Mit dem überragenden Sound dieses Sets hatte ich in München in kürzester Zeit eine Band gefunden. Sie